

Eph.
632 m.



(Dritter Jahrgang.)

Redigirt von Eduard Maria Dettinger.

Jährlich 52 ganze Bogen mit mindestens 200 Holzschnitten, Kunst- und andern Beilagen, jährlicher Pränumerationspreis: 5 $\frac{1}{3}$ Thaler. Sämmtliche Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an. Beiträge frankirt einzusenden an den Redacteur.

Ein Pechvogel.

Humoreske von Hermann Kothe.

I.

Er heißt Julius und ist der größte Pechvogel.

Bleibt er zu Hause, so haben wir das schönste Wetter; verlockt ihn dies Wetter zu einer Promenade, so kann man sicher darauf rechnen, daß der erzürnte Himmel ihn triefend in seine vier Wände heimschickt. Sollte ausnahmsweise der Himmel sich diese Mühe sparen, so wirft er ihm mindestens ein halbes Duzend Gläubiger in den Weg. Die Physiognomien derselben berühren ihn noch unangenehmer, als alle Wasser des Himmels und der Erde.

Kauft er sich einen neuen Hut, so ist es eine Regel ohne Ausnahme, daß er ihn noch am nämlichen Tage irgendwo gegen einen alten vertauscht. Macht er einer Dame den Hof, so wird er Tags darauf von einem Nebenbuhler gefordert. — Drängt ihn die Noth, eine goldene Uhr zu versetzen, so hat er keine. — Begnügt er sich, eine Tuchnadel ins Leibhaus zu schicken, so verliert er mindestens den Pfandzettel.

Kurz, das Pech scheint für Julius, und Julius für das Pech erfunden.

II.

Gestern früh las er im „Leipziger Tageblatt“:

»Einer sehr reichen, jungen Wittve von sechsunddreißig Jahren ist vor einiger Zeit ihr Schoßbündchen abhanden gekommen. Junge Herren unter Dreißig, die ein Schoßbündchen ablassen oder nachweisen können, bittet man, in der Expedition dieses Blattes das Nähere erfragen zu wollen.«

Julius eilt in die Expedition.

— Wo logirt die Dame, die einen neuen Schoßbund wünscht?

— Sie hat ihre Wohnung nicht angegeben.

— Aber ihre Adresse soll hier zu erfragen sein . . .

— Jeden Morgen zwischen Zehn und Elf ist sie Thomasgäßchen, Nummer 5004, zweite Etage, zu finden.

— Das genügt.

Es war kurz nach Neun. Julius hatte noch zwei Stunden Zeit. Er begab sich wieder in seine Wohnung, zündete eine Cigarre an, legte sich ins Fenster und liebäugelte ein wenig, da er nichts Besseres zu thun wußte, mit seinem vis-à-vis. Dieses vis-à-vis war eine rothbäckige, rüstige und dem Anscheine nach kerngesunde Dame. Obgleich sie den Aequator ihres Lebens glücklich passirt zu haben schien, so glaubte sie doch immer noch in der Gegend des dießseitigen Wendekreises zu segeln. Julius vermuthete dies wenigstens aus der Weise, wie sie sich seine stummen Huldigungen gefallen ließ. Erst seit drei Tagen war sie seine Nachbarin, und schon fand Julius sie, ihres vorgerückten Alters ungeachtet, so interessant, daß er um jeden Preis etwas Näheres über sie zu erfahren wünschte.

Er klingelt.

— Ein Glas Wasser, Therese!

Therese bringt das Geforderte.

— Du hast geweint, meine Süße?

— Ach! habe ich nicht Ursache?

— Daß ich nicht wüßte. Woran fehlt's?

— Sie wissen, wie eifersüchtig Madame ist. Weil Sie ihr noch den halbjährigen Miethzins schulden, glaubt Madame ganz allein das Recht zu haben, Sie zu lieben. Sie hat mir den Dienst gekündigt.

— Madame ist eine Närrin! Du bleibst, Therese; ich verspreche es Dir.

— Ihre Verwendung kommt zu spät. Ich habe mich bereits wieder versagt.

— So plötzlich? ohne mir Etwas davon zu sagen? — Und wer ist Deine zukünftige Herrschaft?

— Jene rothbäckige Dame, die Sie dort gegenüber am Fenster erblicken.

— Ei, wie schlau die Kleine ist! sagt Julius und kneift ihre Wange. Da bleiben wir ja recht nahe beisammen!

— Das wohl! Was wird mir's aber helfen? Aus den Augen, aus dem Sinn — und wenn ich nicht mehr mit Ihnen unter einem Dache bin, werden Sie mich bald vergessen haben.

— Beruhige Dich, meine Liebe! Nur möcht' ich um Deinetwillen wünschen, daß Deine neue Herrin besser für Dich paßt. Bist Du mit ihr zufrieden?

— Das muß sich finden. Die Aussichten sind recht gut; sie ist Wittwe ...

— Wittwe?

— Kinderlos ...

— Kinderlos?

— Sehr reich ...

— Sehr reich?

— Sie soll fünfzigtausend Thaler haben ...

— Fünfzig — ... Es ist gut, Therese. Wir sprechen weiter darüber. Sei guten Muths; ich werde es so einzurichten wissen, daß wir uns auch ferner sehen können. Ein Küßchen, kleiner Schelm!

— Drei für einen! sagte Therese und entfernte sich.

III.

Julius wußte nun, woran er war. Wittwe — kinderlos — sehr reich — das sind drei Zauberworte, denen ein Glückritter seiner Art vergeblich widersteht.

Er goß etwas Eau de Cologne ins Taschentuch, bürstete den glänzend schwarzen Schnurrbart, ebnete mittelst der Scheere den Henriquate und hielt, während er den Schlafrock mit seinem besten und einzigen Frack vertauschte, folgenden Monolog:

— Denn umsonst ist der Tod! Pechvogel, friß oder stirb — heirathe oder verdirb. Ich laborire stark an Schulden — Schulden sind eine Krankheit, die nur Geld heilen kann — ergo, müssen wir heirathen. Der Tod meiner Tante, die während der letzten zwei Jahre stark gekränkelt haben soll, würde mir freilich diese Mühe ersparen. Aber wer kennt nicht das zähe Leben reicher Tanten, die verschuldete Neffen haben? — Also darauf ist nicht zu warten. Eine reiche Partbie ist das Sicherste. Jetzt oder nie: entweder mein rothbäckiges vis-à-vis, oder die Dame, die einen Schoßhund sucht.

Es pocht.

— Herein!

Es ist der Maître tailleur, eine derjenigen Personen, welche Julius seine Stechfliegen zu nennen beliebt.

— Komme ich recht?

— Sie fragen naiv, lieber Mann! Sie wissen, daß Sie mir jederzeit willkommen sind. Nehmen Sie Platz, mein Theuerster!

— Gar zu gütig! Ich bin gekommen ...

— Mich zu besuchen, denk' ich. Ihre Aufmerksamkeit freut, überrascht, entzückt mich. Wie steht's mit Ihrer Gesundheit?

— Danke gehorsamst ... ich befinde mich ziemlich wohl. Doch muß ich Ihnen gestehen, mein Herr ...

— Was macht Ihre kleine Frau?

— Sie hat den Schnupfen; übrigens ...

— Uebrigens? — Sie meinen, ein Schnupfen habe nichts auf sich? Ich aber sage Ihnen, Vortrefflichster, daß ein Flämmchen eine Stadt verzehren, ein Schneeflöckchen zur Lawine werden und Dörfer verschütten und ein Schnupfen ein ganzes Menschenleben vertilgen kann. Uebrigens? Sie scheinen die Sache sehr auf die leichte Achsel zu nehmen!

— Uebrigens, wollt' ich sagen, wäre es mir weit angenehmer, mein Herr, wenn wir nicht den Schnupfen meiner Frau, sondern meine kleine Forderung zum Thema unserer heutigen Unterhaltung wählten ...

— Hätten Sie wohl die Güte, Herr Nadel, mir diese Manschette zuzubinden?

— Von Herzen gern. Wann meinten Sie wohl, daß Sie mir mein Guthaben entrichten könnten?

— Davon ein ander Mal.

— Und warum nicht jetzt? Aufrichtig gestanden, ich bin es müde, Ihnen wegen der achtzig Thalerchen tagtäglich meinen Besuch abzustatten ...

— Gerade wie ich! dachte Julius.

— Erlauben Sie jetzt Ihre andere Hand.

— Sie verbinden mich! sagte Julius verbindlich und reichte ihm die zweite Manschette.

— Ich muß Sie daher dringend bitten ...

— Nicht zu fest ...

— Mich spätestens bis morgen früh zu befriedigen. Geschieht dies nicht, so werden Sie erlauben, daß ich mich des Wechselrechts bediene ...

— Ich will Ihnen, ausgezeichneten Freund, reinen Wein einschenken. — Ich habe eine Tante, die zwanzig Stunden von hier auf dem Lande lebt und zwar noch nicht sehr alt ist, aber fortwährend kränkelt. Ich habe sie nie gesehen, hänge aber mit so vieler Liebe an ihr, daß ich ihr von Herzen ein langes Leben wünsche. Sobald sie stirbt, was hoffentlich noch vor Ablauf eines Säkulums geschieht, kann ich Ihnen Ihre Forderung sammt Zinsen und Zinseszinsen berichtigen. Außerdem mache ich bald eine glänzende Parthie. Meine Zukünftige besitzt gerade tausend Mal so viel Dukaten, wie Zähne im Munde.

— Manche Dame hat gar keinen Zahn ...

— Sie trauen mir wenig Geschmack zu ...

— Und Sie mir unendlich viel Geduld. Aber — nichts für ungut — der tiefste Brunnen läßt sich erschöpfen. Ihre glänzende Parthie wollten Sie schon vor zwei Jahren machen ...

— Das war eine andere, Herr Madel!

— Und kurz, mein Herr, ich lasse mich nicht länger an der Nase herumführen. Sie haben mir leider zu oft Beweise gegeben, daß Ihr Wort kein Fels ist.

Ein mahrender Gläubiger handelt nie geschiedter, als wenn er höflich ist, und nie dümmer, als wenn er grob wird.

Julius sprang in sein Cabinet, suchte und fand ein Rappier, dessen unzählige rothe Flecke nicht kostbarem Menschenblute, sondern unschuldigem Nothe ihre Existenz verdankten, und stürzte mit Augen, wie sie nur im Kopfe des zu Fleisch und Blut gewordenen Rachedurstes funkeln, das lange Mordinstrument schwingend, ins Zimmer zurück.

Herr Madel war plötzlich spurlos verschwunden.

IV.

Man kann in jedem Alter lernen.

Alfieri oder ein Anderer lernte noch im achtundzwanzigsten Jahre Lateinisch, Franklin im siebenzigsten Französisch, Napoleon nach unaufhörlichen Triumpfen Ergebung in ein trauriges Schicksal — und Julius, ein erfahrener Schuldenmacher, lernte gestern ein neues, ganz vortreffliches Mittel kennen, sich eines hartnäckigen Gläubigers zu entledigen.

Lachend warf er das stumpfe Rappier in den Winkel zurück, nahm ein altes Doppelpistol, womit er vor sechs Monaten, zum letzten Male, einem altersschwachen Sperling die Qualen eines langsamen Todes erspart hatte, und hängte es über seinem Bette auf. Gleich darauf wollte er der Dame gegenüber seine Aufwartung machen. Noch ein Mal trat er vor den Spiegel, zupfte am Halstuche, gab seinem Schnauzbarte die möglichste Symmetrie, zwang seinen Mund zu einem lebenswürdigen Lächeln und rief unwillkürlich:

— Mein Sieg ist gewiß!

Gilgen Fußes und mit einer Miene, als wenn die Fünzigtausend schon in seiner Tasche stäken, begab er sich in die Wohnung Derjenigen, die jene vorläufig noch besaß. Zu seinem Leidwesen erfuhr er, daß die Dame soeben ausgegangen sei.

Die Glocken schlugen jetzt Zehn. Er spazirte deshalb nach dem Thomassgäßchen Nummer 5004.

Auf der Borflur der zweiten Etage trifft er eine ältliche Matrone.

— Madame, ich habe einen Schoßhund abzuliefern.

— Haben Sie die Güte, sich in jenes Zimmer zu bemühen.

Julius klopft an; ein heiserer Sopran gibt ihm augenblicklich die Erlaubniß zum Eintritt.

Die zeitige Bewohnerin des Zimmers, eine kurze, wohlbeleibte Frau mit einem Apfelsinengesicht und einer Brille auf der Nase, sitzt am Nähtischchen. Ihr Anzug ist ziemlich reich, aber ohne allen Geschmack.

Bei seinem Eintritt erhebt Jene sich. Kaum hat sie ihm ins Gesicht gesehen, als sie beide Hände über dem Kopfe zusammenschlägt.

— Du lieber Himmel! ruft sie aus, wie komme ich zu der Ehre Ihres Besuches?

Julius weiß nicht sogleich, was er auf diese Schmeichelei erwidern soll.

— Habe ich vielleicht die Ehre, Ihnen bekannt zu sein?

— Ich müßte mich sehr irren, wenn Sie nicht mein alter Kunde wären.

— Ihr alter Kunde, Madame?

— Gewiß, Herr Julius. Aber kennen Sie mich denn nicht mehr?

— Ich bedaure unendlich mein schwaches Gedächtniß ...

— Auch ich habe Ihr schwaches Gedächtniß oft recht sehr bedauert ...

— Ich erinnere mich doch nicht, Ihnen je eine Probe davon gegeben zu haben ...

— Allerdings gaben Sie mir davon eine kostbare Probe ...

— Kostbar?

— Sie kostete mich 22 Thlr. 5 gGr.

— Madame, ich verstehe Sie nicht!

— Sie werden mich verstehen, wenn ich Ihnen meinen Namen nenne.

— Darf ich ihn erfahren?

— Dorothea Seife, Ihre alte Wäscherin. Bei Ihrem Eintritte glaubte ich, Sie wollten mir Geld bringen.

Der Nermste fiel aus dem Himmel in eine Pfütze. Glücklicherweise war er ein geübter Schwimmer und hoffte sich bald wieder — wenn auch nicht in den Himmel zurück — doch mindestens an das sichere Ufer zu arbeiten.

— Glauben Sie denn wirklich, Madame Seife, daß ich mich Ihrer nicht mehr erinnert hätte?

— Sie gaben mir mindestens keinen Beweis vom Gegentheil.

— Ich dachte doch, daß mein heutiger Besuch für einen solchen gelten könnte.

— Aber Sie wußten ja gar nicht, wen Sie besuchten. Sie haben sich vermuthlich nur im Zimmer geirrt.

— Sie irren, Madame. Allerdings haben Sie, seit ich Sie nicht sah, sich so sehr zu Ihrem Vortheil verändert ...

— Finden Sie das wirklich, Herr Julius?

— Wenn man Sie früher eine hübsche Frau nennen mußte, so sind Sie jetzt die Liebenswürdigkeit selbst ...

— Sie beschämen mich, Herr Julius!

— Kurz, Madame, Sie haben mich gefesselt, bezaubert, behert! rief Julius und stürzte der kleinen weiland Wäscherin zu Füßen.

Diese stand verlegen und wußte nicht, wo sie die Hände lassen sollte.

— Mein Herr, stotterte sie, obgleich ich schon seit zwei Monaten reich und folglich vornehm bin, so sind mir die Sitten der vornehmen Welt leider bis jetzt noch ziemlich fremd. Ich merke zum Exempel recht wohl, daß Ihre verblühten Redensarten eine Art von Liebeserklärung bedeuten sollen; weiß aber nicht, ob es bei solchen Gelegenheiten die Mode von dem Herrn erfordert, sich der Dame zu Füßen zu werfen. Wenn ich vermuthen müßte,

daß Sie sich bloß einen Scherz mit mir erlauben, so sollte er Ihnen mindestens 22 Thlr. 5 gGr. kosten; meinen Sie es aber ernstlich, so bleiben Sie in Gottes Namen liegen.

— Zu Ihren Füßen will ich knieen, bis Ihre Purpurlippen mir verkünden, ob ich hoffen darf ...

— Was hoffen Sie von mir, Herr Julius?

— Das Ende meiner Qualen, meinen irdischen Himmel, ein Paradies auf Erden — kurz, Ihre Hand und Ihr Herz.

— Sie haben also die Annonce im „Leipziger Tageblatt“ gelesen?

— Verschlungen!

— Aber wer hat Ihnen gesagt, daß gerade ich ...

— Meine Ahnung, Heißgeliebte! und — ein Traum.

— Sie haben von mir geträumt?

— Tausend Mal, meine Angebetete! Schon damals, als Sie noch für mich wuschen, glühte ich für Sie, wiewohl meine angeborene Schüchternheit mir keinen erklärenden Schritt erlaubte. Später blieben Sie aus, weil ich Sie zu bezahlen vergessen; ich kannte Ihre Adresse nicht und — weinte meine Thränen umsonst! — Jetzt habe ich Sie wieder und keine Macht der Erde soll mich mehr von Ihnen trennen.

— Sie lieben mich also wirklich?

— Ueberflüssige Frage!

— Und wollen mich heirathen?

Julius erhob sich.

— Liebe Madame Seife, sagte er, wir wollen das mit Ihrer gütigen Erlaubniß näher besprechen. Gern möchte ich freilich recht bald in den Stand der heiligen Ehe treten; aber ...

— Aber ...? Ich glaube zu errathen, was Sie sagen wollen.

— Und das wäre?

— Zum Heirathen gehört ...

— Liebe, nichts als Liebe!

— Und etwas Geld.

— Madame, Sie sind ein Engel! — Da wir einmal davon reden, so kann's nicht schaden, wenn wir auch dies Nebenskapitel beiläufig durchgehen. Aufrichtig gesagt: ich meinerseits habe nicht viel Geld, aber viele Schulden ...

— Und ich meinerseits habe nicht viele Schulden, aber viel Geld ...

— Das würde sich also ausgleichen. Sie haben vermuthlich in der Lotterie gewonnen?

— Ich habe einen Oheim beerbt, sagte die Glückliche und rieb sich die Hände.

— Auch nicht übel, meinte Julius.

— Der Oheim war steinreich ...

— Ein Küßchen, meine Süße!

— Er besaß 64,000 Thaler ...

— Der Tausend! Erlauben Sie, daß ich Sie inbrünstig ans Herz drücke.

— Und dies enorme Vermögen ...

— Befindet sich jetzt in unsern ... in Ihren Händen?

— Ging nur in sechszehn Theile.

Julius nies'te bedeutend.

— Zur Gesundheit! sagte Madame Seife.

— Ich danke für Alles! murmelte der Schwergetäuschte.

Das Gespräch nahm nun eine andere Wendung.

V.

— Sie wissen jetzt, sagte die kleine Frau, was Sie von mir zu erwarten haben. Dürfte ich nun auch erfahren, wie hoch sich Ihre Schulden herausstellen?

— Liebe Frau, darüber bin ich selbst nicht recht im Klaren. Uebrigens nenne ich mich den Unglücklichsten aller Sterblichen.

— Aber warum auf einmal so traurig?

— Wenn ich Sie vorhin um Ihr Herz und Ihre Hand bat, sagte Julius, so geschah es nur in der Voraussetzung, daß Sie noch arm wären, wie früher. Eine reiche Frau verträgt sich durchaus nicht mit meinen Principien. Und Sie, meine Theure, sind mir zu reich, viel zu reich! Mein heißester Wunsch muß also unerfüllt bleiben.

Madame Seife machte ein sonderbares Gesicht.

— Sie können mich also nicht heirathen, weil ich reich bin?

— Unmöglich! Unsere Verhältnisse sind allzu ungleich.

— Nicht so sehr, wie Sie vermuthen. Ich gestehe, Herr Julius, daß ich Sie vorhin ein wenig getäuscht habe. Das Vermögen meines Oheims ging nicht in sechszehn, sondern in zweiunddreißig Theile.

— Immer noch zu viel! meinte Julius und hielt ein Schnupstuch vors Gesicht. Sie müssen wissen, daß meine Schulden sich mindestens auf 1000 Thlr. belaufen.

— Auch das ist freilich viel! Jedenfalls bleiben uns dann noch 1000 Thlr., ein hübsches Kapitalchen, denk' ich. Damit könnten wir schon anfangen...

— Aber wie würden wir aufhören?

— Herr Julius, Sie sind auch gar zu ängstlich! Im schlimmsten Falle würde ich wieder waschen und plätten...

Julius nieste bedeutender als zuvor.

— Mit Waschen und Plätten, fuhr Madame fort, läßt sich ein hübsches Stück Geld verdienen, und unsere Verhältnisse wären mithin, wie Sie sehen, gar so übel nicht.

— Ich gestehe, Madame, daß auch ich Sie vorhin ein wenig getäuscht habe. Meine Schulden belaufen sich auf 3000 Thlr.

— Gerechter Himmel! rief die Erschrockene, wer wird auch so viele Schulden machen! Aber freilich... mit unserer Heirath ist es dann nichts.

— Sehen Sie das ein?

— Leider!

— Erlauben Sie jetzt, daß ich mich entferne. Uebrigens, Madame, habe ich Ihnen schließlich noch einen Vorschlag zu machen...

— Nun?

— Da Sie jetzt reich sind, so schreiben Sie jene 22 Thlr. 5 gGr. gefälligst, wie man zu sagen pflegt, in den Schornstein.

— Ihr Vorschlag kommt bereits zu spät...

— Sie hätten das Geld also schon eingeklagt?

— Ich habe es längst aufgegeben.

— Das ist hübsch von Ihnen. Leben Sie wohl, Charmante Frau...
Apropos: sollten Sie sich verheirathen, so schicken Sie mir gefälligst Ihre Verlobungskarte.

Julius hatte bereits die Thür in der Hand, als Madame Seife halbleise einige Worte fallen ließ, die ihn noch einige Sekunden in ihrem Zimmer fesselten.

— Ach, seufzte die Untröstliche, wenn alle Herren denken, wie dieser, so kommen wir niemals unter die Haube — ich so wenig, wie die Dame, die einen Schoßhund sucht.

— Ich dachte, Madame, daß Sie den Schoßhund suchten ...

— Hunde sind meine Passion nicht.

— Aber wer ist denn die Dame, die den bewußten Schoßhund sucht?

— Ich weiß nur so viel von ihr, daß sie zu ihrem Unglück fast dreißig Mal reicher ist, als ich, und daß sie in diesem Augenblicke das Zimmer nebenan im Besitz hat.

Julius hatte sich wirklich im Zimmer geirrt.

VI.

Man wird seinen nächsten Schritt errathen.

Kühn pocht er, nachdem er die *ci-devant* Wäscherin verlassen hat, an die Thür des ihm von Jener bezeichneten Zimmers. Gleich darauf öffnet eine Dame, bei deren Anblick ihm zu Muthe ist, als stieße ein kleiner muthwilliger Kobold ihm von rückwärts in beide Kniegelenke. Die Dame, die einen Schoßhund sucht, ist — sein rothwangiges *vis-à-vis*.

Sie erkannte auch ihn. Ihre Verwunderung übertraf wo möglich noch die seinige, nur mit dem Unterschiede, daß er, in der nützlichen Kunst der Verstellung geübter als sie, dieselbe besser zu verbergen wußte. Auf ihre Frage, ob sie dem bloßen Zufall oder der ins „Tageblatt“ eingerückten Annonce, die Ehre seines Besuches verdanke, behauptete er, daß weder das Eine noch das Andere ihn in ihre holde Nähe geführt, daß sie vielmehr schon von ihrem Fenster aus einen tiefen, unverwischbaren Eindruck auf ihn gemacht habe. Seit zwei Tagen, versicherte er, sei er jedem ihrer Schritte gefolgt und bitte sie nun wegen seiner Kühnheit, die ihn bewogen habe, ihr in dieses Haus zu folgen, tausend Mal um Verzeihung.

Es giebt Gemälde, die sich von fern gesehen besser ausnehmen, als in allzu großer Nähe. Diesem ganz analog giebt es Damen, die, wenn man sie liebenswürdig finden soll, nur aus einer gewissen Perspektive betrachtet sein wollen. Natürlich kommt dabei viel auf die Augen des Beobachters und, in gewissen Fällen, auf die pekuniären Verhältnisse der Dame an. Die Welt ist nun einmal so!

Der Leser verzeihe mir diese lange Vorrede zu der kurzen Schilderung, die ich ihm von dem Neuzern Derjenigen machen will, die er bis jetzt nur als ein kerngesundes, rothwangiges und — dem „Leipziger Tageblatt“ zufolge — sechsunddreißigjähriges Dämchen kennt. Julius, der sie immer nur in einer gemessenen Entfernung gesehen und dessen in Gold gefaßte Vornette sich seit einiger Zeit in einem Curiositäten-Cabinet umsah, Julius hatte sich sein Gegenüber doch etwas anders gedacht. Ihr lockiges Nebenhaar verwandelte sich in die Mähne eines Rappen; ihre Augenbrauen waren buschig; es zeigte sich jetzt, daß ihre Nase, deren sanfte Biegung ihm recht wohl gefallen hatte, einem bedeutenden Warzenhügel zum Sockel diente; das ganze Antlitz, so blühend man es nennen mußte, war eine Niederlage von Pockennarben, und die Stirn zeigte sogar zwei Runzeln, in deren jeder, gering angeschlagen, fünfundzwanzig Jährchen vergraben lagen. Bei alledem fand Julius, dem das letzte Wort der Wäscherin noch im Ohre klang, sie ungemein pikant, reizend, liebens- und heirathswürdig.

Man hatte sich bald verständigt. Beide waren darüber einig, daß die

Ehe ein irdisches Paradies sei oder doch sein könne, und daß man nicht draußen bleiben müsse, so lange noch ein Billet zu haben sei. Die Sache wurde zu beiderseitiger Zufriedenheit abgemacht: noch am nämlichen Tage sollten die Verlobungskarten gedruckt werden.

Eine Nebensache hatte man noch vergessen.

— Sie werden nun auch meinen Namen erfahren müssen, meinte Julius.

— Und Sie den meinigen ...

— Denn obgleich auf den Namen oft wenig ankommt ...

— So ist doch in gewissen Fällen nöthig, ihn zu wissen. Der meinige ist Catharina, verwittwete Schattig, geborene Dunkel ... aber Sie werden ja freideweis, mein Herr!

— Madame, mir wird ganz schwarz vor den Augen ...

— Gefällt Ihnen mein Name nicht?

— Durchaus nicht, Madame.

— Aber was haben Sie daran auszusetzen?

— Nur eine Kleinigkeit ...

— Und diese Kleinigkeit?

— Besteht darin, daß Ihr Name auch der Name meiner Tante ist ...

— Himmel! Sie wären also Julius, mein ungerathener Neffe?

— Ich habe leider die Ehre.

Mit dieser Heirath war es nun wieder nichts. So etwas kann nur einem geborenen Pechvogel passiren!

VII.

Beide Theile erholten sich nur allmählig von ihrer Betäubung. Die Tante war untröstlich darüber, daß der hübsche junge Nachbar gerade ihr Neffe sei, und dieser fand es hart, in der reichen Dame seine Tante, und umgekehrt in der Tante, die er zwanzig Stunden von Leipzig und kaum zwanzig Schritte vom Grabe entfernt gewöhnt, eine kerngesunde, heirathslustige Dame wiederzufinden. Ein einziger Augenblick hatte seine schönsten Hoffnungen zertrümmert.

Aber auch das Unglück weiß ein Kluger zu nützen. Schon nach einer Viertelstunde hatte Julius die Tante so für sich eingenommen, daß sie ihm nicht nur ihre freundliche Gewogenheit, sondern auch die Bezahlung seiner sämtlichen Schulden versprach und ihn mit der huldreichen Versicherung entließ, ihm noch an demselben Nachmittage eine vorläufige Anweisung auf 1000 Thlr. zuschicken zu wollen.

Wer war nun froher als Julius?

In dem ersten besten Weinhause stach er einige Flaschen aus und schwebte dann leichten Fußes, leichten Herzens und mit noch leichteren Taschen in seine Wohnung zurück. Ungeduldig erwartete er die Anweisung.

Es pocht.

— Endlich! Meine Tante ist bei alledem ein Engel. Herein!

Es ist wieder der Schneider, der sich höflichst erkundigt, ob der Herr jetzt bei besserer Laune sei.

— Unverschämtheit und kein Ende! ruft der vom Wein Erhitzte, holt das Pistol aus dem Schlafzimmer, hält es — obgleich er es ungeladen glaubt — dem ungeladenen Gaste zwei Fuß über den Kopf und drückt ab. Die Kugel trifft also nicht den p. p. Nadel, der gleichwohl mehr todt als lebendig aus dem Zimmer stürzt, sondern eine schwarz und weiß gestreifte, auf

dem gegenüber befindlichen Dache lustwandelnde Kaze. Die Kaze schlägt drei Purzelbäume und fällt einer Dame, die eben in das Haus eintreten will, gerade auf den Kopf.

— Besser eine todte Kaze, tröstete er sich, als ein lebendiger Schneider. Eine Viertelstunde später erhielt er folgendes Billet:

»Wer ein so schwarzes Herz besitzt, einer Dame und noch oben-
drein seiner Tante zuerst ihren Liebling zu erschießen und ihr dann
denselben auf den Kopf zu schleudern, verdient weder in diesem oder
jenem Leben Verzeihung, noch viel weniger eine Anweisung auf
1000 Thlr. Ich verbitte mir fortan jeden Besuch; etwaige Briefe
werde ich unerbroschen zurückschicken.

Katharina verw. Schattig, geb. Dunkel.«

Die erschossene Kaze war der Liebling der Tante gewesen.

VIII.

„Es giebt Augenblicke, wo uns Alles egal ist.“

Julius befand sich in einem Zustande, für welchen „Desperation“ der
passendste Ausdruck ist. „Verzweiflung“ klingt viel zu ruhig, zu milde, zu
deutsch; man erhebe die Verzweiflung aufs Quadrat und man hat noch
immer keine Desperation.

Julius war jetzt zu Allem fähig.

— Ich verachte meine Tante, rief er; ich verachte ihr Geld, ihre
Freundschaft, ihr Billet, ihre Kaze ... ich verachte die ganze Welt! Will
sie mir keine Anweisung auf 1000 Thlr. geben, so heirathe ich 2000. Der
Tante und der Welt zum Aerger nehme ich die Wäscherin!

Sein Entschluß war also unwiderruflich gefaßt. Bedächtig nahm er sei-
nen Hut und wollte eben zur Wäscherin, als Therese ihm eine Karte über-
reichte. Julius las:

»Dorothea Seife, geb. Schaum und Gottfried Blase, Fleckauspuher,
empfehlen sich als Verlobte.



Vergessen Sie ein ander Mal Ihre Geldbörse nicht.



Finder. Ew. Wohlgeborn haben dem ehrlichen Finder eine angemessene Belohnung versprochen. — **Der vornehme Mann.** Ja, das habe ich. Empfangen Sie dafür meinen innigsten Dank. — **Finder.** Und sonst nichts? — **Der vornehme Mann.** Und die Versicherung meiner aufrichtigsten Werthschätzung. — **Finder.** Und sonst ja nichts? — **Der vornehme Mann.** Nun, ist das nicht schon genug!?



Friseur. Kameel, was treibst Du? — **Gehilfe.** Ich frisiere Ihren Pudel. — **Friseur.** Warum? — **Gehilfe.** Damit ich nicht aus der Uebung komme. — **Friseur.** Wie so? — **Gehilfe.** Weil nur noch die Pudel lange Haare tragen.

Zapfenstreich.

Berlin. Preußen bekommt einen neuen großen Stein im Bret durch die häufig vorkommenden selbstständigen, liberalen und gerechten Urtheile des Ober-Censur-Gerichts. Erst kürzlich hat es wieder entschieden, daß es einem hart angegriffenen Autor nicht gewehrt werden dürfe, sich gegen einen anonymen Feind lebhaft zu vertheidigen.

∴ Das in London erscheinende Journal „Athenaeum“ will aus Berlin erfahren haben, daß der Justizminister Mühlner eine Commission ernannt und derselben den etwas seltsamen Auftrag ertheilt habe, die Biographien der größten Verbrecher zu schreiben, welche im letzten Decennium durch die preussischen Gerichte verurtheilt worden sind. Personen, die dem Minister Mühlner sehr nahe stehen, wissen davon keine Silbe.

∴ Ein höchst naiver Correspondent der „D. A. Z.“ sagt in Nummer 12 über den neureirten Schwannorden: »Es giebt Ansichten und Institute, von denen man sagen könnte, sie kommen um drei Jahrhunderte zu spät, um zwei zu früh.« Diese Stelle ist so apokalyptisch-dunkel, daß man zu der Frage verleitet wird, ob besagter Correspondent den Schwannorden für ein Institut hält, das drei Jahrhunderte zu spät oder zwei zu früh gekommen ist? Wir bitten um Aufschluß.

∴ Die im vergangenen Jahre gestiftete Friedensklasse des Ordens pour le mérite für Wissenschaften und Künste zählt jetzt 56 Mitglieder, darunter 31 stimmsfähige Ritter aus der deutschen Nation — und zwar 22 aus dem Gebiete der Wissenschaften und 9 aus dem Gebiete der Kunst — und 25 ausländische Ritter, von denen 17 dem Stande der Gelehrten und 8 der Künstlerwelt angehören. Zu Letztern gehört auch der berühmte Geschichtsmaler Horace Vernet.

∴ Friedrich von Raumer wird im Frühjahr einen großen Ausflug nach Nordamerika unternehmen und dort bis zum nächsten Herbst verweilen.

∴ Herr Heinrich Blume, der beliebte Buffo der königlichen Oper, ist zugleich auch Sekretär des Anti-Thierquälerei-Bereins. Zu den Ausschuß-Mitgliedern dieses ehrenwerthen Corps gehört auch Herr Theodor Mügge. Wenn Letzterer wirklich ein Feind der Thierquälerei ist, warum schreibt er denn so viele Romane?

∴ Herr Laube unterhandelt noch immer mit dem hiesigen Theater um die Auf- führung seiner „Bernsteinhexe“. Daß Madame Grelinger die ihr darin zugetheilte Rolle nicht spielen will*), macht einige Schwierigkeit und Weitläufigkeit. (Telegraph.)

∴ Der Besitzer des ehemaligen Colosseums, welcher beschuldigt war, dasselbe in Brand gesteckt zu haben, ist freigesprochen worden.

Bremen. Im Jahre 1843 waren über Bremen auf 100 Schiffen 9844 Personen — größtentheils Deutsche!!! — nach Amerika ausgewandert.

Dresden. Nuber's „Maskenball“, hier „Ballnacht“ genannt, neu in Szene gesetzt, hat hier durch tüchtige Besetzung und glänzende Ausstattung außerordentlich gefallen. Herr Lichatschek, Madame Späher-Gentiluomo und Herr Dettmer theilten sich in den reichgespendeten Applaus.

∴ Der englische Componist Pearson will die Kunst an den Nagel hängen und hier ein Modewaarengeschäft etabliren. Jedenfalls wird er bei letzterem besser seine Rechnung finden, als bei der ersteren.

Gotha. Herr Dr. Ludwig Storch hat die Redaktion seines „Deutschen Volksboten“ an einen jungen talentvollen Schriftsteller, Herrn Ludwig Köhler, abgetreten.

Haag. Holland und der verstorbene König von Holland waren wie zwei Waagschalen Einer Waage, schreibt die „Dorfzeitung“; je tiefer die eine sank, desto höher stieg die andere. Der König hinterläßt die ungeheure Summe von 310 Millionen Francs; dagegen ist Holland so arm, daß es auf dem Punkte steht, Bankerout zu machen. Les extremes se touchent! — Es ist Schade, sagt dasselbe Blatt, daß der Graf von Nassau nicht öfter und in jedem Dorfe stirbt. Die Leichengebühren betragen 30,000 Thaler.

∴ „Holland in Noth“ ist ein sehr wahres Sprichwort, das durch die Schulden dieses Landes bestätigt wird. Im Jahre 1814 erforderte die alte holländische Staatsschuld 14½ Millionen Gulden als Verzinsungssumme; sie wuchs dergestalt, daß im Jahre 1829 über 19 Millionen und im Jahre 1840 gegen 22 Millionen Gulden zur Verzinsung erforderlich waren.

Halle. In unserm Museum ist wegen Dettinger's „Charivari“ ein großes Schisma ausgebrochen zwischen der Partei des Rückgangs und der des Fortschritts. An der Spitze der ersten steht der als confuser Mystiker satissam bekannte Professor Heinrich Leo, der mit der ganzen Kraft seiner mystischen Suada auf Abschaffung des „Charivari“ dringt,

*) Wer kann das der armen alten Frau verdenken?

während die andere Partei, deren Haupt der Ober-Steuerrath S. ist, auf Beibehaltung des Blattes beharrt. Herr Leo Leonis will an die Stelle des „Charivari“ noch eine „Kirchenzeitung“, sein Gegner aber statt der „Kirchenzeitung“ den „Charivari“ beibehalten wissen. Herr Leo Leonis soll darauf erklärt haben, daß er lieber ausscheiden als zugeben werde, daß der „Charivari“ vom Museum noch länger fortgehalten werde. Was das Ausscheiden des Herrn Leo betrifft, so würde dies manchem Mitgliede des Museums höchst erwünscht sein; woher aber diese Wuth gegen den „Charivari“? fragen sich Alle. Der Grund liegt auf der Hand. Der große Leo Leonis kann es dem „Charivari“ noch immer nicht verzeihen, daß dieser schon vor längerer Zeit dessen „Geschichte der französischen Revolution“ lächerlich gemacht hat. So viel vorläufig! Die Streitfrage selbst ist noch nicht entschieden. Nächstens mehr darüber!

Hamburg. Die hochweisen Väter unserer freien Stadt haben aus dem Glocken-Metall der durch den großen Brand im Mai 1843 eingäscherten Kirchen Medaillen prägen lassen, die jetzt an Personen vertheilt werden, welche sich um unsere Stadt während jener Drahtperiode besonders verdient gemacht haben. Zu diesen gehört auch der preussische Gesandte, Major von Hänlein.

•. In der freien Stadt Hamburg soll ein neues Blatt, „der Judenfeind“, erscheinen. Die äußerst menschenfreundliche Tendenz dieses Journals spricht schon der Titel desselben aus. Herr Salomon Heine, der großherzige Wohlthäter armer Christen, soll auf 100 Exemplare des „Judenfeindes“ abonniert haben. Daß aber im Jahre 1844 noch Jemand den Muth haben kann, solch eine Zeitschrift zu gründen, beweist, daß die christliche Liebe auf arge Abwege gerathen ist.

Hannover. Der König von Hannover hat auf persönliche Verwendung des Königs von Preußen Herrn Döring jährlich einen fünfmonatlichen Urlaub bewilligt, um diesen zu Gastrollen in Berlin zu verwenden. Döring erhält für sieben Monate 3000 Thaler und für die fünf Monate in Berlin gleichfalls 3000 Thaler. Solch ein Gehalt hat vor ihm noch kein deutscher Künstler bezogen; doch gönnen Freunde und Feinde ihm diese brillante Stellung, da er sie verdient, denn Döring ist unbestritten der Erbe des Ludwig Devrient'schen Ruhmes, der König der deutschen Mimen!

Kiel. Der bekannte Componist Wilhelm Telle (derselbe, der im vorigen Sommer in Leipzig ein Requiem aufführen ließ) ist beim hiesigen Theater als Kapellmeister engagirt. Er arbeitet an einer neuen Oper, „Sarah“, die im Laufe dieses Jahres hier in Szene gehen soll.

Kairo. Gräfin Hahn-Hahn hat vor Kurzem die Pyramide des Cheops bestiegen! Die Pyramide hat sich dadurch äußerst geschmeichelt gefühlt.

Röthen. Auf die von Berlin hier eingegangenen Beschwerden wegen der Spielbank soll die Antwort erfolgt sein: „Wenn man in Berlin die Lotterie aufgebe, wolle man hier die Spielbank fallen lassen“. Ein patriotischer Röth(en)er soll dabei ausgerufen haben: »Schlägst Du meinen Juden, schlage ich Deinen Juden!«

Leipzig. Herr Stadtrath Stengel, der sich um die Organisation unserer städtischen Polizei große, unbestrittene Verdienste erworben, hat das Ritterkreuz des sächsischen Civilverdienstordens erhalten. Gleiche Auszeichnung wurde dem Kirchenrath und Professor Dr. Winer und dem Oberpostrath von Löben zu Theil.

•. Die dritte Nummer der „Blätter aus der Gegenwart“ schreiben: »Bekanntlich haben Frankreich und England in Paris kürzlich um die Meisterschaft im Schachspiele gerungen und England hat in der Person des Herrn Staunton den Sieg davon getragen; er ist demnach der König der Schachspieler. Diese Wettschachspiele wurden in Paris öffentlich gehalten und zogen eine unglaubliche Menge Neugieriger an. Viele waren aus weiter Ferne bloß in der Absicht nach Paris gekommen, um diesem Schachkampfe beizuwohnen. Man sieht daraus, daß das Schachspiel noch immer das erste aller Spiele ist. Auch ist über kein anderes so viel geschrieben worden; zwei Zeitschriften, eine englische und eine französische, sind ihm ausschließlich gewidmet, und der nicht bloß als wigiger Journalist, sondern auch durch seine außerordentlichen bibliographischen Kenntnisse ausgezeichnete G. M. Dettinger*) in Leipzig hat soeben eine „Bibliothek des Schachspiels“ herausgegeben, in welcher die sämtlichen Schriften über das Schachspiel, von der ältesten bis auf die neueste Zeit, mehrere hundert an der Zahl**), zusammengestellt sind.«

•. »Gottlob!« rufen die „Vaterlandsblätter“, »wir werden nun bald die Freiheit erhalten. Frankreich will von uns nur die Macht haben, d. h. die freiwillige Abtretung des linken Rheinufers, um sich gegen Rußland decken zu können, dann wird es uns groß-

*) Herr Dr. Diezmann macht mich schamröthlich.

**) Im Ganzen sind 269 Originalwerke aufgeführt.

müthig die „Freiheit“ verschaffen. So sagt Louis Blanc in der „Revue indépendante“. *Fistula dulce canit!* —

∴ Die „Blätter für literarische Unterhaltung“, die sich den Spaß gemacht haben, alle Arten deutscher Rathstitel zusammenzustellen, haben deren nicht weniger als neun- undsechzig zusammengebracht. Im Uebrigen ist diese Rathstitel-Zusammenstellung schon etwas alt und abgedroschen, denn sie prangt bereits in mehr als einem Bademeccum.

∴ Die „Signale f. d. m. W.“ berichten: „Herr Dr. Laube werde von Oestern an als Dramaturg des Leipziger Stadttheaters angestellt“. Wir, für unsern Theil, trauen Herrn Dr. Schmidt mehr Geschmack zu.

∴ Die Leser unseres „Charivari“ werden sich der „höchst merkwürdigen Prophezeihungen“ erinnern, die wir in Nummer 60 unseres Blattes mitgetheilt haben. Die dritte dieser „höchst merkwürdigen Prophezeihungen“ für den Monat Januar lautete: „Herr Commissionsrath Serf erhält den Orden pour le mérite.“ Und siehe da, diese höchst merkwürdige Prophezeihung ist wirklich in Erfüllung gegangen. Am 3. Januar hat Herr Serf für seine Verdienste um das Königsstädtische Theater u. s. w. den rothen Adler-Orden erhalten. Der Redakteur des „Charivari“ ist demnach eine Art Orakel, eine Art Prophet, eine Art Lenormand. Herr Heinrich Laube giebt sich, seitdem die eine Weissagung wahr geworden ist, der Hoffnung hin, daß auch die Prophezeihungen hinsichtlich des enormen Glücks, das seine „Bernsteinhexe“ machen wird, sich buchstäblich erfüllen werden. Das wäre freilich noch viel merkwürdiger!!!

∴ Im Jahre 1843 wurden auf unserm Theater 35 Opern, darunter 4 neue, aufgeführt. 7 davon wurden in italienischer Sprache gegeben.

∴ Im verflossenen Jahre wurden 1728 Geborene, darunter 332 Uneheliche, und 1714 Gestorbene, worunter 8 Selbstmörder, in die Kirchenbücher eingetragen.

∴ Am 17. Januar ist das „Leipziger Museum“ eröffnet worden. Man findet dort 94 politische, 165 wissenschaftliche und nur 34 belletristische Journale. Ein ausführlicher Bericht über dieses schnell emporgeschossene Institut in einer der nächsten Nummern!

Lissabon. Die Noth in Portugal muß doch so groß nicht sein, als Mancher glauben mag. Die Königin Donna Maria da Gloria hat für Allerhöchsthre Pferde in London ein Geschirr machen lassen, das bloß lumpige 24,000 Gulden kostet.

London. Während der letzten drei Jahre sind in England 735,788 Personen getraut worden, von denen 304,836 nicht ihren Namen schreiben konnten. Man sieht daraus, daß es auch in England Ignoranten giebt, die weder lesen, noch schreiben können; doch erhalten sie dort keine Orden!

∴ Nach Murphy's „Wetter-Almanach für 1844“ soll der 3. August der heißeste Tag dieses Jahres werden. Seine Weissagung, der 7. Januar werde der kälteste sein, ist freilich nicht eingetroffen, wonach zu erwarten ist, daß auch der 3. August ihm einen Poffen spielen und vielleicht sehr kühl sein wird.

∴ Nach dem Berichte des „Globe“ haben in dem nun beendigten Renn-Jahre 1460 Renn-Pferde in England, Schottland und Wales 186,471 Pfd. St. Renn-Preise gewonnen. Der berühmte Renner „Cotherstone“ gewann allein 13,790 Pfd. St. Für das nächste Epsom-Derby-Rennen haben sich bereits 155, für das Oaks-Rennen 117, für das Duncaster-St.-Leger-Rennen 100 und für das große Rennen in Yorkshire bereits 134 vierfüßige Subscribenten vormerken lassen.

München. Seit Neujahr ist der unter dem Namen G. Fernau ehrenvoll bekannte Dichter und Schriftsteller, Regierungsrath Daxenberger, als Censor der periodischen Presse in Thätigkeit getreten. Man erwartet von seiner Ein- und Umsicht, daß er die Fehler seines Vorgängers vermeiden und sich nicht, wie Jener, in allzustrenger Literaten-Quälerei gefallen werde. Die Münchener Zeitungen, die in letzter Zeit unter schwerem Joche geseufzt, sehen in Herrn Fernau den Messias, der ihnen Freiheit bringen soll. (Wir wollen wünschen, daß ihre Freude nicht zu Wasser werde.)

Neapel. „Riccardo Moor“, eine neue Oper des Maestro Gallo — das Textbuch ist den Schiller'schen „Räubern“ nachgebildet — hat auf dem Teatro nuovo nur wenig Beifall eingeerntet. Weit mehr hat eine andere musikalische Neuigkeit, „Luisetta“, Text von Tarantini, Musik von Paccini, angesprochen.

New-York. Neulich gerieth hier ein sehr übel berüchtigtes unsittliches Haus in Brand; die Böschmannschaft erklärte, sie lege keine Hand an, dem Hause geschehe sein Recht. (Die „Dorfzeitung“ nennt dies „Volksgericht“, wir nennen es „Dummheit, kolossale Dummheit“, denn auch solche Käuze muß es geben!)

Valermito. Dem Grafen Emerico Amari, der an hiesiger Universität sehr besuchte Vorlesungen über Criminalgesetzgebung hält, ist von der Regierung das Lesen über „Abschaffung der Todesstrafe“ untersagt worden.

Paris. Der Herzog von Nemours übt sich seit Kurzem in der Kunst der parlamentarischen Rede; man glaubt, daß er in der Pairskammer nächstens seine erste Rede (maiden-speech) halten wird.

∴ Die ruhmbedeckte Bevölkerung des Invalidendoms besteht jetzt aus 14 Rittern des militärischen Ludwigs-Ordens und 208 Mitgliedern der Ehrenlegion; 10 davon haben beide Beine verloren, 5 sind ohne Arme, 180 sind blind, 365 haben nur ein Bein, 255 nur einen Arm, 154 leiden an alten schweren Wunden. 667 Greise über 70 Jahre leben hier noch als Ueberreste der ci-devant großen Armee.

∴ An Casimir Delavigne's Stelle ist Herr Batout zum Bibliothekar von Fontainebleau ernannt worden.

∴ Die Akademie der Wissenschaften hat Herrn E. v. Beaumont zum Vice-Präsidenten ernannt.

∴ Einer unserer ersten Buchhändler will Herrn A. Dumas drei Jahre auf Reisen senden (nach dem stillen Ocean, in das stille Meer, nach China, Amerika und die afrikanischen Küsten) und ihm nach seiner Rückkehr für jeden über diese Reise gelieferten Band Manuscript, deren er im Ganzen zwanzig schreiben darf, 50,000 Francs bezahlen, was für die ganze Reise eine Million macht.

∴ Der berühmte französische Maler Ingres hat vom Herzog von Lynes, in dessen Schloß Dampierre er eine allegorische Salon-Verzierung, „die vier Jahreszeiten“, gemalt, 100,000 Francs erhalten. (Solche Kunstfreunde hat unser Deutschland leider nicht aufzuweisen.)

∴ Die ersten Nummern der Zeitschrift „Vorwärts“ werden hier buchstäblich verschlungen. Wenn das Blatt so fortfährt, ohne in seiner Freisinnigkeit über die Schnur zu hauen, so wird es dem gemäßigten Fortschritte wesentliche Dienste leisten.

∴ „Vorwärts“ berichtet: Aus Deutschland erfahren wir, daß der deutsche Schriftsteller Beurmann, der im französischen „Journal de Francfort“ russische Artikel schreibt, auf Verwendung des spanischen Generals Fürsten Felix v. Sichnowsky, den portugiesischen Schwertorden erhalten hat. Eine wahre Polygiotten-Nachricht!

∴ Der von der Fürstin Czartoryski und andern polnischen und französischen Damen zum Besten hilfsbedürftiger Polen veranstaltete Verkauf von Kunst- und Galanterie-Gegenständen hat in diesem Jahre über 50,000 Francs eingetragen.

∴ Die Theater-Censur hat einstimmig die Erlaubniß zur Darstellung des von Eugène Sue nach seinem Romane bearbeiteten Stückes „les Mystères de Paris“ verweigert. Frankreich scheint sich immer mehr und mehr der Rheingrenze zu nähern.

∴ In den sämtlichen Bagno's Frankreichs gab es am 1. Januar 1842 nicht weniger als 6908 Galeerensträflinge. Im verflossenen Jahre ist die Zahl derselben auf 7309 angewachsen.

∴ Das vom „Siècle“ ausgesprengte Gerücht, man habe dem Théâtre français die Aufführung des Molière'schen „Tartuffe“ verboten, hat sich als eine plumpe Unwahrheit herausgestellt. Paris, meint der „Satan“, liegt ja nicht in Baiern!

∴ Herr Achille de Baugrigneuse, Gérant der „Quotidienne“, ist zu zweijähriger Gefängniß- und 6000 Francs Geldstrafe, und Herr Achille Méry, Gérant der „Gazette“, zu einjähriger Haft und 8000 Francs Geldbuße verurtheilt worden. (Ist das Preßfreiheit?)

∴ Im Jahre 1843 sind in ganz Frankreich 6176 gedruckte Werke, 1879 Kupferstiche und Lithographien, und 316 musikalische Werke erschienen.

Petersburg. Im Jahre 1842 waren in ganz Rußland 1666 Selbstmorde, 2477 Vergehen und Verbrechen gegen Personen und 2212 gegen fremdes Eigenthum zu amtlicher Kenntniß gelangt.

Riga. „Bramante“, romantisch-komische Oper in fünf Akten, Text von Theodor Drobisch, Musik von Eduard Taubert, ist hier mit großem Pomp in Szene gesetzt und sehr beifällig aufgenommen worden. Text und Musik gehen Hand in Hand und werden überall Anklang finden.

Rom. Im frommen Rom, fast sollte man's nicht glauben, war den Ballettänzerinnen erlaubt, in möglichst transparenten Beinkleidern auf der Bühne zu erscheinen. Bei der vor Kurzem stattgefundenen Wiedereröffnung des Apollo-Theaters hat der heilige Vater sich veranlaßt gesehen, den Befehl zu erlassen, daß die Tänzerinnen von jetzt an, wie die in Neapel, nur grüne Tricots tragen dürfen. Die guten Römer, die fleischfarbige Tricots lieber sehen, wollten sich diese Neuerung durchaus nicht gefallen lassen und machten in und außer dem Theater so viel Spektakel, daß es zu ernstem Auftritten mit dem wachhabenden Militär kam, das erst durch Verhaftung der Rädelsführer die Ruhe wieder hergestellt hat. Man fragt sich allgemein, warum Seine Heiligkeit gerade grüne Tricots eingeführt habe? Grün, meinte ein spöttischer Cardinal, der zur Partei der fleischfarbenen Tricots gehört, ist die Farbe der Hoffnung.

Stendal. Der Verein für Errichtung eines Denkmals zu Ehren Winkelmanns hat bis jetzt an Beiträgen 222 Thaler (32 Thlr. 15 Sgr. hat der Prinz von Preußen dazu beigesteuert) eingenommen.

Venedig. In der diesjährigen Carnevalsaison werden folgende neue Opern zur Aufführung gelangen: „Giuditta“ (Text von Peruzzini, Musik von einem jungen Israeliten, Samuele Levi). „Hernani“ (Buch von Piave, Musik von Giuseppe Verdi), und „La Fidanzata Corsa“ (Libretto von Cammerano, Musik von Paccini). Außerdem werden zwei neue Ballets, „Maule di Rangis“ und „Radix Soffi di Persia“, beide vom Balletmeister Morosini, einstudirt. Das Personal besteht aus den beiden Primadonnen Dem. Löwe und Mad. Ober-Rossi, aus den Sängern Rizzi, Bellini und Guasco. Unter den Tänzerinnen befindet sich Dem. Adèle Polin aus Berlin.

∴ Der verstorbene Graf Hierolamo Contarino, der seine reiche Büchersammlung der Sanct-Marcus-Bibliothek vermachte, hat, kurz vor seinem Tode, eine ansehnliche Zahl seiner Gemälde der hiesigen Akademie der schönen Künste zum Geschenk gemacht.

Versailles. Das geschichtliche Museum enthält 5000 Gemälde und Statuen, die in 147 Gallerien und Zimmer vertheilt sind.

Wien. Die erste Neuigkeit, womit das Hofburgtheater im neuen Jahre aufzutreten, war R. Benedix's Lustspiel „der Steckbrief“, der sich vielen Beifall errungen hat.

∴ Herr Friedrich Halm will im Vereine mit einem Herrn Wolff, Scriptor der Hofbibliothek, 25 Stücke des Lope de Vega in der Ursprache mit kritischen Noten herausgeben.

∴ Bei Tobias Haslinger ist, prachtvoll ausgestattet, der dritte Jahrgang des von Rudolph Hirsch herausgegebenen „Albums für Gesang“ erschienen.

Zürich. Der communistische Schneiderheros Weilling, Bockold II., soll fest entschlossen sein, nach überstandener Strafzeit Amerika mit seiner Anwesenheit zu beglücken. (Armer Christoph Columbus, hast Du dazu die neue Welt entdeckt?)

∴ Professor Keller, eine der ersten Notabilitäten der hiesigen Hochschule, hat einen Ruf nach Halle erhalten und denselben — wie man hört — angenommen, wodurch ein neuer, schwer zu ersetzender Verlust für unsere Universität entsteht.

∴ Alle 22 Cantone der Schweiz haben 3 Hochschulen, 5 Lyceen, 50 Gymnasien und 10 höhere Cantonschulen; Basel hat bloß 40, Zürich 150 und Bern 230 Studirende.

Geschwind, was giebt's Altes?

— Ein Franzose hat die Berechnung angestellt, daß Frankreich im 14ten Jahrhundert 43, im 15ten Jahrhundert 71, im 16ten Jahrhundert 85, im 17ten Jahrhundert 69 und im 18ten Jahrhundert 58 Kriegsjahre gehabt hat. Während dieser fünf Jahrhunderte hatte Frankreich 35 Jahre Bürgerkrieg, 40 Jahre Religionskrieg, 76 Jahre Krieg auf eigenem und 175 Krieg auf fremdem Boden. In diesen 326 Kriegsjahren wurden von der französischen Nation 184 große Schlachten geschlagen.

— Grétry, der eben so liebenswürdige Tondichter als Feinschmecker, ging, wenn ihm eine Composition in den Gliedern lag, in die Küche, um sich dort durch den Geruch der verschiedenen Speisen zu begeistern.

— Lorenzo von Medicis hatte so wenig Geruchssinn, daß die üppigste Rose für ihn ohne Duft war.

Treffer und Nieten.

* Bäuerle's „Theaterzeitung“ bringt folgende Charakteristik der Pariser Grisette: »Die Grisette ist ausschließlich eine Pariser Pflanze. Die Jugend durch Anmuth verschönern; ein Indienne-Kleid mit derselben Eleganz tragen, wie eine seidene Robe; oft keine andere Schönheit besitzen, als weiße Zähne, purpurrothe Lippen und feurige Augen, und mit diesen unbedeutenden Vorzügen verführerischer sein, als die schönsten Frauen; über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft lachen; verschwenderisch, aber mitleidig; wichtig, aber gutherzig; leichtfertig, aber aufrichtig sein; dabei betriebsam wie eine gute Fee, froh und frei wie ein Vogel; dies sind die Vorzüge und Fehler einer Grisette; aber die Vorzüge sind so groß und die Fehler so klein, daß man letzteren unmöglich zürnen kann.«

* Küssen heißt, wie ein neuer Dichter meint, „mit den Lippen fechten“.

* Jules Janin sagte neulich vom Herrn von Balzac: »Je ne croyais pas que cette fusée aurait tant de poudre.«

Druck und Verlag von Ph. Reclam jun. in Leipzig.

